

Die undankbare Fremde – Irena Brežná zu Gast bei der Schweizerischen Studienstiftung

Drei StudienstiftlerInnen haben am 10. Dezember 2012 zu einem Workshop mit der Schriftstellerin Irena Brežná nach Basel eingeladen. Es ging um die Spannung zwischen Anpassung und Widerstand in der Fremde, um das Zusammenleben in einer pluralistischen Gesellschaft – und um einen berührenden Roman. Ein Werkstattbericht und Plädoyer von Raphael Meyer.

Ein Hort des Friedens ist die Schweiz, eine Bastion der Menschenrechte, ein Land des Wohlstands und wohlstandig. Daher kamen und kommen sie, die Fremden, auf der Suche nach Schutz, Freiheit und Prosperität und im Glauben an eine bessere Welt. Die schlechtere Welt war das arme Kalabrien, war der kommunistische Ostblock, der unterdrückte Tibet, das bürgerkriegsversehrte Sri Lanka, der ethnisch zerklüftete Balkan. Heute kommen die Perspektivlosen von den Rändern Europas in den Genuss der Freizügigkeit auf dem



Die Schriftstellerin Irena Brežná empfing die Studienstiftung in Basel, Dezember 2012. Quelle: www.prixlitterature.ch

kontinentalen Arbeitsmarkt, derweil den Irrfahrern aus Kurdistan, aus Schwarzafrika, aus dem Maghreb sich zuweilen die engen Schleusen zu Demokratie und Rechtsstaat in Chiasso oder Kreuzlingen öffnen. „Herzlich willkommen“, heisst es von ennet der Grenze. Und: „Danke, Schweiz!“, dürfte man von den Fremden erwarten. Wirklich?

Die Grenzen schweizerischer Herzlichkeit konnte sich in den letzten Jahren auch der beiläufige Zuhörer politischer Debatten zur „Überfremdung“ und die flüchtige Leserin von Leserbriefspalten über das volle Boot ins Bewusstsein rufen. An Wert und Wirklichkeit der Dankbarkeit seitens der Fremden beginnt zu zweifeln, wer den neusten Roman von Irena Brežná aufmerksam liest. Ein gutes Dutzend Mitglieder der Studienstiftung hat ihn aufmerksam gelesen. Und wir haben die Einladung der StiffterInnen Tea Jankovic, Carla Cordin und Atanas Todorov an die Universität Basel dankbar angenommen, um mit Frau Brežná über ihr Buch mit dem Titel „Die undankbare Fremde“ zu diskutieren, für das der Schweizer Schriftstellerin Anfang Dezember der Eidgenössische Literaturpreis 2012 verliehen worden ist.

Die Provokation des Motzens

„Das Buch ist im Grunde eine Liebesgeschichte“, verrät uns Frau Brežná, nachdem sie uns ein paar Passagen daraus vorgelesen hat. Die undankbare Fremde – zu einer ungenannten Zeit aus einem ungenannten sozialistischen Land mit ihrer Familie eingewandert – findet sich in einer Zwangsheirat wieder mit einem alten Mann, dessen biedere Vernünftigkeit ihren jugendlichen Lebensdurst nicht zu stillen vermag. Sie motzt und nörgelt und hält ihm ständig den Zerrspiegel vor. Er erwartet demütige Zurückhaltung und Dankbarkeit. Der alte Mann ist der Staat, der sie und ihre Familie und ihre Schicksalsgleichen aufgenommen hat, ist die Gesellschaft, die ihr ein Plätzchen am Rande zuweist, an dem sie still zu sitzen hätte. Er ist die undankbare Fremde als Kollektivsingular jetzt, eine Schweiz, die nicht schätzt, wie sie von den Zugewanderten bereichert wird, weil sie Ankommen mit Anpassen gleichsetzt. Die ungleichen Eheleute finden über die Jahre schliesslich zueinander und zwar – hier liegt die Pointe – ohne einander dankbar sein zu müssen oder sich ähnlich zu werden.

In der Diskussion mit Frau Brežná wird klar, dass die metaphernreiche Sprache des Buches uns ebenso umgarnt wie die spitzzüngige Beschreibung einer Schweiz der Ordnung und der Langeweile uns irritiert. Wird hier nicht zu stark das Klischee eines allenfalls vergangenen Bünzlitums bemüht? Ist der beschriebene kleinbürgerliche Mief unserem Naturell nicht ebenso fremd wie dem slavischen Temperament der Protagonistin? Die Provokation sitzt. Und es sind gerade die betonten Zuspitzungen der Autorin, die uns zum Differenzieren zwingen – und zum Reflektieren darüber, wodurch dieses schonungslose Buch die Debatte zum multikulturellen Zusammenleben zu bereichern vermag.

Selbstbewusstes Fremdsein

In den Diskussionen im kleineren Kreis stossen wir über zentrale Themen des Romans – Identitätsbildung, sprachliche Prägung, Fremdheit – immer wieder auf die Frage nach denk- und wünschbaren Formen der Teilhabe an einer pluralistischen Gesellschaft. In ihrer Aufmüpfigkeit gegen eingespielte kulturelle Muster (worunter im Buch auch immer wieder des Schweizers selbstverliebter und selbstgenügsamer Hinweis auf die eigene demokratische Tradition anklingt) eignet sich die Protagonistin gerade die Rolle einer mündigen, weil kritischen Akteurin im öffentlichen Raum an, einer Demokratin par excellence mithin. Das Buch verleiht so der Emotionalität, der Polemik, der Rhetorik eine politische Würde, weil gerade diese Stilmittel den Marginalisierten eine hörbare Stimme im Chor derjenigen Etablierten verleihen, die in ihrem Verweis auf kühle Rationalität doch immer alles beim Alten bleiben lassen möchten. Wir vermuten, dass es Frau Brežná nicht zuletzt darum geht, eine Fremdheit anzudenken, derer man sich nicht zu schämen braucht, in die man sich gerne in aller Öffentlichkeit kleidet. Und Irena Brežná stimmt uns zu. Sie, die vor 44 Jahren mit ihrer Familie aus der damaligen Tschechoslowakei in die Schweiz gekommen ist und in ihrer Tätigkeit als Dolmetscherin und Kriegsreporterin viel zu erzählen weiss von denjenigen, die sich wegen ihres Andersseins immer wieder ducken müssen. Die scheinbar grobschlächtige Gegenüberstellung einer aufmüpfigen jungen Frau und einer eintönigen Gesellschaft, an der sie Anstoss nimmt, löst sich im Lichte dieser Gedanken denn auch auf: Die selbstbewusst unangepassten Mitbewohner „mit Migrationshintergrund“ erscheinen nun nachgerade als Avantgarde all derjenigen aus unserer Mitte, deren Lebensweise oder deren Eigensinn zu

provozieren vermögen. Und hatte nicht schon die Vielfalt unserer eigenen Biografien, von der wir uns in der Vorstellungsrunde überzeugt hatten, und die von geistiger nicht weniger als von geografischer Migration zeugte, die eine Grenze zwischen dem hiesigen Gewohnten und dem fremden Gewöhnungsbedürftigen fraglich werden lassen?

Eingliederung als Hochseilakt

Dass sich die starke junge undankbare Fremde im Buch selbstbewusst mit der undankbaren Fremde versöhnt, mit der sie das Schickal zusammenbrachte, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese Versöhnung vielen Menschen in unserem Land nicht gelingt. Irena Brežná hat den roten Faden der Geschichte der Ich-Erzählerin mit den Fasern einer Vielzahl von Zeugnissen des Scheiterns verwoben, an denen sie selbst als Dolmetscherin Anteil genommen haben mochte. Nicht die Lebensgeschichten von Akteuren ihrer eigenen Emanzipation, sondern biographische Fetzen von Patienten im eigentlichen Sinne: Von Leidenden, Duldenden, deren Stimme kaum in den öffentlichen Raum vordringt, deren legitimen Interessen sich nicht ganz einfach in die Agenden der politischen Parteien einschreiben lassen. Hier nun erhaschen wir Einblicke in psychiatrische Kliniken, in Asylzentren, in Gerichtssäle. Kommen sie uns bekannt vor, die Kriegstraumatisierten, die Alkoholkranken, die wiederaufgerichteten Selbstmörderinnen? Nein, wir kennen sie nicht. Und das heisst nichts Gutes für den Kitt einer pluralistischen Gesellschaft wie der unseren. „Es ist ungemein wichtig, diese Schicksale zur Sprache zu bringen“, sagt Frau Brežná. Die Schonungslosigkeit, mit der ihr Buch sie zur Sprache bringt und die Abrechnung ihrer jungen Protagonistin mit der Dankbarkeit haben seit dem Erscheinen des Romans kontroverse Reaktionen ausgelöst, denen sich die Autorin stellt: „Es geht für mich ein Traum in Erfüllung, dass mit dem Buch eine breitere Diskussion um die Mühen der Fremden in der Gesellschaft mitgeprägt wird“.

Irena Brežná hält keine Patentrezepte bereit dafür, wie den Zugewanderten der Hochseilakt gelingen soll zwischen dem selbstgenügsamen Einnisten in der ethnischen Enklave und dem stummen Ducken und Danken für die Almosen der Alteingesessenen. Wie man denn zur selbstbewussten Fremden werde, fragen wir. Frau Brežná spricht vom Wert einer Bildung, die uns befähigt, auf kritische Distanz zu unseren Wurzeln wie zu gesellschaftlichen Erwartungen zu gehen. Und sie erinnert sich an die ersten Wochen ihres Studiums in Basel: „Niemand kam anfänglich an der Uni auf mich zu. Jetzt bin ich wieder hier und kann die eigenen Erfahrungen und diejenigen vieler Zugewanderten zur Sprache bringen.“

Emanzipation und Bildung gehören gewiss zusammen. Aber wir wissen auch, wie sehr wir darüber hinaus für ein selbstbestimmtes, selbstbewusstes Leben auf die Erfahrung von Respekt und Anerkennung seitens unserer Mitmenschen angewiesen sind. „Anerkennen“ hat „Zurkenntnisnahme“ zur Voraussetzung. Beides beginnt – und hier sind wir alle in die zwischenmenschliche Pflicht genommen – mit kleinen Gesten im Alltag: Ein Gruss hier, ein offenes Ohr da, eine unverhoffte Einladung in den Fussballverein vielleicht, und ab und zu das kulturelle Tabu brechen und dem Fremden die Pforten zur geheiligten Privatsphäre öffnen. Und nicht Dankbarkeit erwarten für das Selbstverständliche.

Raphael Meyer wurde 2006 bis 2013 von der Schweizerischen Studienstiftung gefördert. Er ist ausgebildeter Gymnasiallehrer (Philosophie/Geschichte) und doktoriert in Philosophie an der ETH Zürich.